

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 14

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

O Tannenbaum

Der Anfang meiner Geschichte liegt drei Jahre zurück. Vielleicht erinnert sich ein geneigter Leser: Damals liess ich mir den Traum vom masskonfektionierten Anzug verwirklichen. Allerdings entsprach die Realität nicht ganz dem, was ich mir ausgesponnen hatte; denn der Kittel passte schlecht. Selbst meinem kurz-sichtigen Auge blieb nicht verborgen, dass sich über die Rückenpartie Wellen und Falten hingen, dass sich oberhalb des Gesässes breite Täler durch die Stofflandschaft gruben. Meine hochgemute Parole: «Schau vorwärts und nicht hinter dich!» brachte mir anfänglich relativen Frieden. Später fühlte ich mich in der Luxusschale immer unbehaglicher. Eines Tages beschloss ich, die Wollhülle lieber von den Moten fressen zu lassen, als mich über die verunglückte Fassung weiter zu ärgern.

Ich dachte kaum mehr an

meine Superkluft – bis zu jenem Fest, zu dem ich, auf vielseitigen Wunsch gediegener Leute, «etwas Rechtes» hätte anziehen sollen. Da fiel mir die mittelpträgige Montur im Kellerkasten ein. Widerstrebend streifte ich sie über.

Den Pseudo-Spiessrutenlauf im pseudovornehmen Gewand möchte ich lieber nicht schildern. Jedenfalls stand für mich hinterher fest: So nicht wieder!

Um drei Ecken hatte ich ausgerechnet am Fest die Adresse eines Schneiders erfahren, den mit meinem Problem zu beglücken mir dringend empfohlen worden war: «Wenn jemand ein Bijou aus dem Kittel machen kann, dann ist's Tailor Knopf.» Dieser Satz prägte sich mir ein.

Nach mehreren Wochen ehrfürchtigen Zauderns wagte ich den Griff zum Telefonhörer. Ich trug mein Anliegen vor und erhielt – tatsächlich! – einen Besichtigungstermin. Bangen Herzens machte ich mich auf den Weg zum Atelier.

An der Werk-Stätte rannte ich mir den Kopf ein: Die Tür war verschlossen, und ich fragte mich, ob mich der Nadelkünstler vergessen habe. Unruhig wanderte ich vor seinem Ladenlokal auf und ab, dachte, jeder Passant sehe

mir an, dass ich mich in Gefilden bewegte, die sonst nicht mein Terrain sind. Endlich nahte ein kleiner, mittelalterlicher Herr, der diverse Kleidungsstücke über dem Arm trug. Ich vermutete in dem Fremden Meister Knopf – und irrte mich nicht. Eifrig griff er nach meinem Gehrock, tastete hier und da, prüfte genau, sagte: «Aha, kugelsicher verarbeitet! Das macht man doch nicht für eine Frau.»

Ich überspielte meine Verblüffung, murmelte eine relativ witzige Antwort, liess mich in Gilet und Jacke stecken, von allen Seiten betrachten. «Stark tailliert», stellte der Fachmann fest, «für Ihre Figur geht das nicht.»

Was sollte ich von dieser Bemerkung halten? Meine Figur war mir stets ein Problem, wird mir wohl eines bleiben. Dass sie anderen auch zu denken gab, irritierte mich. Gerade als ich mich erkundigen wollte, wo der Kern der Schwierigkeiten liege, erteilte mich ein Seufzer: «Folgen Sie mir bitte ins Probierzimmer, ich muss Ihnen den Fall vor Spiegeln erklären.» Böses ahnend, schlich ich hinter dem Gestrengen her.

In seinem Refugium zückte er ein Massband, legte es mir überall an, räusperte sich, konstatierte:

«Dreissig Zentimeter Unterschied zwischen Taille und Hüften. – Dreissig Zentimeter! Gar nicht leicht, sie einzubringen. – Weniger wäre wünschenswert, aber wenn's nun einmal da ist...»

Ich schluckte leer. Schluckte wieder, als Meister Knopf zu Kugelschreiber und Papier griff, eine Skizze machte, sprach: «Das sind ungefähr Sie, schematisch dargestellt. – Oben schmal, unten breit. Wir nennen dieses Erscheinungsbild Tannenbaum. Ein guter Schneider überspielt Mängel, schmeichelt dem Körper.»

Ich nickte. Zu dieser und anderen Reden. Zum Vortrag über Leibhöhe, Beinlänge, über Proportionen ganz allgemein. Jedes Wort zehrte an meiner Substanz, und am Ende der halbständigen Konsultation hielt ich mich für die hässlichste Frau auf Erden.

Jetzt, einen Monat nach jener schicksalsschweren Begegnung, habe ich einen fast perfekten Anzug im Schrank und ein Herz voller Qualen: Soll ich mir das Textilwunder kreieren, Meister Knopf verschönernd wirken lassen? Soll ich wenigstens zeitweise nicht als Fichte, sondern als Birke im Leben stehen?

Ich sehe vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr.

Sie lächeln wieder

Sind Sie Versandhaus-Kundin? Dann ist es Ihnen in den neuesten Katalogen bestimmt aufgefallen: Die fotografierten Mannequins dürfen wieder lächeln! Fröhlich, unbeschwert, vergnügt, verschmitzt. Die neue Mode offenbar mit Freude vorstellend. Und dies, nachdem wir uns daran gewöhnt haben, vor dem Griff nach Katalogen zu zaudern: In anderen, früheren Ausgaben machten die Damen fürchterliche Gesichter! Als wollten sie die Kundin anspringen, beissen oder zumindest von einem Kauf abhalten. Böse schauten sie uns aus den Augenwinkeln an, einige schielten doch tatsächlich in abstossender Weise! Sicher nicht natürlich, sondern weil es dem Photographen oder den Werbefachmännern imponierte.

Hat «man» (Mann?) inzwischen gemerkt, dass diese Art der Aufforderung bei der Kundschaft zuwenig zieht? Dass diese Animer-Mädchen für die Mode eher abschrecken als begeistern? Hat-

ten die Damen in den letzten Jahren ganz einfach keinen Grund, zu lächeln?

In diesem Jahr haben sie Gründe, linguistische vor allem. Auch wenn man weiss, dass die Werbesprache etwas Besonderes ist, eigenen Gesetzen folgt: Sie treibt hübsche Blüten. Es werden «junge Bundfalten-Hosenjupes» (jünger als 20 Jahre?), Shorts, T-Shirts angeboten. Natürlich, eine Kundin muss wissen, dass sie so ein Modell, sollte sie bereits 40 Jahre alt sein, besser nicht trüge. Erst recht nicht zu der Bluse mit «dem neuen Ärmel» ... Ich war eigentlich immer der Meinung, dass Kleidungsstücke ganz neu fabriziert werden, bevor sie in den Katalog oder Verkauf kommen. Was mich zu diesem Schluss verleitet, ist mir heute unklar. Vielleicht haben die Modedamen früher nicht gelächelt, weil sie keine neuen Ärmel tragen durften?

Susi H.

Probealarm

Punkt halb zwei heulen die Sirenen. Wie ein Stehaufmännchen schiesst meine kleine Tochter in ihrem Bettchen hoch, aus tiefstem

Schlaf geweckt. Sie brüllt. Was sonst? Soll sie etwa sagen: «Aha, Mami, jetzt geht die Alarmanlage wieder los»? Sicher nicht; so viele Wörter hat sie noch nicht in ihrem Repertoire. Obwohl sie schon ein klein bisschen schwyzerdütsch reden kann: abbe, hoi ...

Sie ist in der Schweiz geboren. Trotzdem gewöhnt sie sich einfach nicht an diesen seltenen, aber um so lauterem Wecker in der Mittagszeit. Ich, ihre deutsche Mutter, gewöhne mich übrigens auch nicht daran. Es mangelt mir

wohl an Einsicht, am patriotischen Gefühl. – Eben doch eine Ausländerin, bei aller Liebe zu ihrem Gastland, in dem sie und ihre Familie sich seit fast drei Jahren so wohl und richtig heimisch fühlen.

Ich habe mit meinen Schweizer Freundinnen gesprochen. Auch ihre kleinen Kinder erschrecken jedesmal, wenn die Sirene losgeht. Um zwei, in der besten Schlafenszeit. Oder um halb zwei. Da erwischt man die kleinen Schläfer noch sicherer. Auch jene Mütter, die wenigstens während



STAUDER

kurzer Zeit am Tage Ruhe haben könnten, sich vielleicht ein wenig hinlegen oder einer jener wichtigen Arbeiten nachgehen, bei denen kleine Kinder so hoffnungslos stören. Alte Menschen, die auf ihren Mittagsschlaf angewiesen sind. – Aufgestanden, ihr Faulenzer!

Wer schreibt eigentlich vor, dass die Sirenen immer in der Mittagszeit erprobt werden müssen? Böse Zungen behaupten, der Böfei, der schliesslich alles weiss, greife die Schweiz gewiss einmal an einem Mittwoch um Punkt halb zwei Uhr an; dann glaubten alle, es sei nur das alte Wecklied. Kann das für den Ernstfall gewiss bestvorbereitete und -gerüstete Land Europas seine Alarmanlagen nicht zum Beispiel um zehn Uhr vormittags oder um drei Uhr am Nachmittag überprüfen? Das sollte doch möglich sein! Kinder dagegen lassen sich bekanntlich nicht gut aus ihrem festen Tagesrhythmus bringen.

Oder ist der plötzliche Lärm in der Mittagszeit ein Muss? Dann fühle ich mich, obschon Ausländerin und trotz daher wohl ungenügenden Patriotismus, weiterhin an bestimmten Mittwochen um Punkt halb zwei mit Tausenden von Schweizer Müttern solidarisch, die ihre brüllenden, aus dem Schlaf gerissenen Kleinkinder beruhigen müssen: Es ist ja nur Probearm, mein Schatz! Sie schlafen dennoch garantiert nicht wieder ein.

Barbara Gobrecht

Madame

Sie ist die Frau unseres Gardien (Wächters, der im Garten wohnt). Sie wäscht und bügelt für uns. Sie hat darum gebeten. Eigentlich redet man seine Dienstboten mit Sie und Vornamen an. Ihren kennen wir nicht einmal. Für mich ist sie «Madame», wie ich für sie «Madame» bin. Das hat sich so eingebürgert.

Unsere Verständigungsbasis ist gering. Sie spricht kein Französisch. Aber sie bügelt exakt und gibt sich beim Waschen (am Brunnen) alle erdenkliche Mühe. Wegen ihres Berufsstolzes wird sie fast böse, wenn sie Martin oder mich etwas auswaschen und aufhängen sieht. Sie hat dann das Gefühl, ihre Pflicht vernachlässigt zu haben. Für ihre Arbeit erwartet sie einen rechten Lohn und sagt es uns auch. Sie gäbe eine gute Gewerkschafterin ab, die ihre Rechte kennt. Sie dürfte Mitte Vierzig sein, ist rundlich und bewegt sich phlegmatisch (was hier in Madagaskar als schön gilt, zeigt es doch, dass man reich genug ist, um sich mehr als ausreichend zu ernähren.)

Pünktchen auf dem i



öff

Madame ist noch nicht lange mit dem Gardien verheiratet. Seine wievielte Frau sie ist, weiss ich nicht. (Auf jeden Fall hat er schon Grosskinder.) Heiraten ist für einen Madegassen oder eine Madegassin an der Küste von Anfang an keine Sache fürs Leben. Am besten geht man sowieso nicht aufs Standesamt (Erfindung der Weissen), sondern hält sich an die stammesüblichen Bräuche. Mann und Frau haben Gütertrennung. Die Frau verdient eigenes Geld (zum Beispiel auf dem Markt). Trennt man sich, bleiben die Kinder, je nach Stamm, entweder alle bei der Mutter oder alle beim Vater. Sie werden in den neuen Hausstand automatisch integriert und vom neuen Ehepartner akzeptiert. Mann und Frau sind gleichberechtigt. Kompliziert wird die Sache erst, wo sich die Mission einmisch und Paare kirchlich getraut werden.

Eines Tages kommt Madame aufgeregt zu uns: Ob sie unsere Wäsche weiterhin waschen dürfe, sie wolle sich nämlich von ihrem Mann trennen und wohne fortan im nächsten Weiler. Am folgenden Morgen komme der Ochsenkarren, um ihre Habe abzuholen. Wir sind perplex, wollen uns aber nicht einmischen und haben auch nichts dagegen, dass sie weiterhin unsere Wäsche besorgt. Ja, es stimmt: In letzter Zeit sind wir mehrmals unfreiwillige Ohrenzeugen gewaltiger Wortgefechte geworden. Aber verstanden haben wir praktisch nichts. So liegt das also! Gespannt warten wir auf die weitere Entwicklung der Dinge.

Am frühen Morgen schon steht Madame, offensichtlich aufbruchbereit, vor der Hütte und hält Ausschau. Aber der Wagen kommt und kommt nicht. Mittag. Kein Karren in Sicht. Es wird Abend, und Madame steht noch immer da. Der Gardien naht. Wieder ein Wortgefecht, von dem wir nichts verstehen. Schliesslich verschwinden beide in der Hütte. – Und ab da kein Wort mehr von Ausziehen! Madame tut, als sei nie etwas gewesen, wäscht weiterhin unsere Wäsche und kocht das Essen für den Gardien und jene seiner Kinder, die grad an-

wesend sind. Uns ist es recht so. Aber wir wüssten zu gerne, warum der Ochsenkarren an jenem Morgen nicht aufgetaucht ist. – Wie wenig braucht man doch manchmal im Leben, um seine Richtung zu ändern!

Marianne E.

Echo aus dem Leserkreis

Abwarten!

(Nebelspalter Nr. 9)

Liebe Ilse

Du stellst die Frage «in den Raum»: Auf wen wirkt Otto Stich überzeugend? Darauf will ich Dir gerne antworten, soweit es mich betrifft.

Das Wort «überzeugend» scheint mir verführt. Ich kenne Herrn Stich nur aus den notgedrungen einseitigen Zeitungsartikeln des Wahlkampfes sowie aus einigen kurzen Auftritten am Radio und im Fernsehen. (Da hat er mir nicht schlecht gefallen.) Aus diesem Grund wäre ich auch gegen eine Volkswahl des Bundesrates: Die Mehrzahl der Wähler würde in ihrem Urteil von Informationen aus zweiter Hand, von flüchtigen Eindrücken, eingewurzelten Vorurteilen und aufgepeitschten Emotionen bestimmt. Hingegen konnten die 200 Nationalrätinnen und Nationalräte, die 46 Ständerätinnen und Ständeräte ihre Kollegen seit Jahren bei der Arbeit erleben, und das nicht nur im Ratsaal, sondern auch in Kommissionen und Fraktionssitzungen, bei Gesprächen in der Wandelhalle, im Café, auf Ausflügen. Sie hatten längst ein festumrissenes Bild von ihnen.

Ich weiss natürlich auch, dass es in der Politik Intrigen – oder freundlicher gesagt: Parolen gibt. Aber ich glaube nicht, dass sich eine so grosse Mehrheit von Angehörigen aller Parteien einfach einspannen liess oder aus lauter «Weiberfeinden» bestand. Ihre Gründe, Otto Stich Lilian Uchtenhagen vorzuziehen, waren sicher vielfältig und haben sich schliesslich zum Mehrheitsbeschluss zusammengefügt; den müssen wir als gute Demokraten respektieren. Übrigens hat das Parlament bis jetzt keine schlechte Urteilsfähigkeit bewiesen, wenn es Bundesräte wählte, die nicht von ihrer Partei vorgeschlagen waren – ich erinnere nur an Traugott Wahlen, Willi Ritschard, Hans Hürlimann und Georges-André Chevallaz.

Deshalb meine ich, wir sollten auch Bundesrat Stich Zeit und Gelegenheit geben, in seine neue Aufgabe hineinzuwachsen und sich in Wort und Tat zu beweisen. Etwa in einem Jahr werde ich dann sagen können, ob er mich überzeugt hat. Und mit Lilian Uchtenhagen, die ich auch nicht persönlich kenne, hätte ich es genau gleich gehalten.

Trudi Weder

Genaue Kenntniss

(Nebelspalter Nr. 9)

Sehr geehrte Frau Frank

Auf mich als Nicht-SP-Mitglied wirkt Bundesrat Otto Stich überzeugend als Sozialdemokrat, weil er, im Gegensatz zu Frau Uchtenhagen und Herrn Hubacher etc., die Haltung der Arbeiterschaft in Sachen Opposition

genau kennt und in der Lage ist, zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie zu unterscheiden! Oder gab der SP-Parteitag etwa Frau Uchtenhagen recht?

B. Bach, Adliswil

Unreife Zeit

(Nebelspalter Nr. 9)

Warum denn so ungnädig mit Herrn Stich? Selbst wenn die Wahl nicht lupenrein gewesen wäre, dürfte weder eine Wahl noch eine Nichtwahl die Herabwürdigung der Person bedeuten.

Bezweifeln möchte ich, dass es sich um einen Torpedo der Männer gegen die Weiblichkeit gehandelt hat. Die Zeit war einfach nicht reif. – Haben wir denn nicht gerade von Bern in den vergangenen Monaten vorwiegend Unreifes aufgetischt bekommen? War denn die Zivildienst- oder die Ausländerinitiative ausgereift, oder sind es vielleicht die Sparübungen?

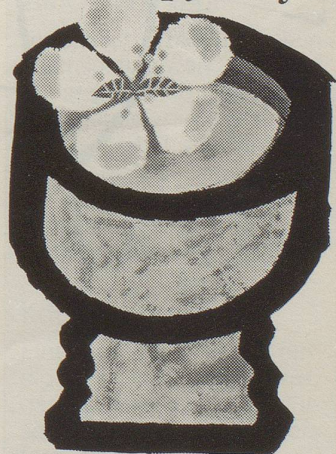
Was Lilian Uchtenhagen betrifft, bleibt sie trotzdem ein gescheites Haus. Das mimosenhafte Wehklagen hätte sie gar nicht nötig!

Wenn ich «Haus» schreibe anstatt «Frau», ist das nur wegen des Nebelspalters. Aus mir unerfindlichen Gründen hat er seinerzeit «Frau» in «Haus» umgewandelt. – War das Wort zu hausbacken? Oder scheuten sich die Männer am Ende vor der Bezeichnung «Frauenseite»?

Wenn der Ruf, selbst im Bundeshaus, laut würde nach einer Frau, dürfte dieses Wort in absehbarer Zeit wieder aufgewertet werden.

Das alte Haus
Ida

Fabelhaft ist
Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet